

Die Seide vom Walensee

Einleitung

Unter den Dingen, die ich von meinen Eltern, die vor einigen Jahren in hohem Alter gestorben sind, geerbt habe, befindet sich ein unscheinbares Couvert mit der Aufschrift "Alte Rezepte". Darin stecken zwei Kochrezepte und zwar – ich will ehrlich sein – völlig nutzlose. Obschon meine Mutter eine ausgezeichnete Köchin war, wurden die beiden aufgezeichneten Gerichte nie zubereitet, nie gekocht, nie haben wir sie auch sonstwo irgendwo gesehen, probiert, noch nicht mal von weitem erschnuppert, denn das war schlicht unmöglich aus einem einleuchtenden Grund: Die wichtigsten Zutaten der Rezepte sind schon lange nicht mehr erhältlich.

Das eine Rezept trägt den Titel "Napoleons Hirn". Zur Zubereitung fehlt, wohl schon seit über hundert Jahren, "Napoleons Hirn". Nicht sein richtiges, wohlverstanden, das seit 1821 in St. Helena und ab 1840 im Pariser Invalidendom deponiert und trotz vierfachem Sarkophag wohl längst von Würmern und Mikroorganismen sorgfältig recycelt wurde; nein, gemeint ist mit "Napoleons Hirn" der "Stäächääs", (appenzellerisch für Steinkäse), auch genannt "Französchlumpä" oder "Üüterdruse". Der ziemlich punkige Bergler Volksmund drückte damit aus, dass das Ding rundlich war, von einer Kuh stammte und man plündernde Horden aus dem Flachland, vor allem aber die blasierten Franzosen, mit ganzer Inbrunst verachtete.

Der Stäächääs ist – wie sollte es anders sein – ein Käse, der aussieht wie ein Stein. Er wurde draussen im Freien gelagert, nicht in

den Käsekellern, sondern an unverdächtigen Stellen neben dem Haus, beiläufig an einer Hauswand unter einem Mäuerchen oder auf einer Geröllhalde, sodass gierige Banditen und hungrige Söldnertruppen den Käse unmöglich finden konnten.

Vermutlich entstand der Stäächääs zu Beginn des Dreissigjährigen Krieges, nach Sechzehnhundert. Da gab es zwar Napoleon noch nicht, aber andere marodierende Truppen zu Hauf. Der Steinkäse war keine Slowfood Käsespezialität, nein, er war eine existenzielle Notwendigkeit, eine geniale, simple Notration, mit deren Hilfe ausgeraubte Bergbauern bestenfalls den Winter überlebten, heute sagt man dem Versicherung, also ein Survivaltrick, dem wohl viele Menschen, die rund um den heiligen Berg Säntis lebten, ihr Dasein verdanken, viele meiner Vorfahren vom Bürgerort Wattwil, vielleicht also auch ich selber. Und ohne "Napoleons Hirn" gäb es eventuell diese Geschichte nicht.

Das Rezept zur Zubereitung von "Napoleons Hirn" wurde von meinem Vater Heinrich mit seinem wie immer tadellos ultrafein gespitzten Bleistift in seiner klaren Mathematikerschrift auf kariertes A5 Papier notiert. Ich nehme an, dass "Napoleons Hirni", flüssig serviert wurde und würzig bis unverhohlen stinkig die Synapsen der Geruchssensoren weitherum erschütterte - typisch für den eigentümlichen Gastro Humor des Toggenburger Menschenschlags, der sich vom dekadenten Kitschgeruch des wohlstandsverluderten Kölnischwasser-Adels trotzig abheben musste.

Mein Grossvater – ebenfalls Heinrich - hat mich eingeweiht in das Geheimnis, wie man den Stäächääs herstellte. Damals war ich noch ein kleiner Junge, vielleicht acht oder zehn Jahre alt, also etwa 1965. An das Gespräch kann ich mich im Detail erinnern. Es fand im Keller des grosselterlichen Hauses in Tufertschwil statt, in welchem mein Opa - damals war er 70 Jahre alt und bucklig - gerade hammerschwingend auf einem wurmlöchrigen Schraub-

stock Obstkisten zusammen nagelte. Während des Redens schwenkte er ein Bündel Nägel im Mundwinkel und unterbrach seine Arbeit nicht. Es roch nach feuchtem Staub, nach dem süssen Harz der frischen Fichtenbretter und nach mit Gewehrfett geölten Werkzeugen. Ich ahnte, dass Grossvater mir, dem Stammeshalter der Ambühls, ein Geheimnis verriet. Trotz Gehämmer und Geschäftigkeit lag eine feierliche Stimmung in der Luft. Klar, dass der Trick mit dem Stäächääs nur dann nützlich sein konnte, wenn niemand ihn kennt, den es nichts anging. Und die Bergler können gut "uf dr Schnorre hogge". Das weiss man ja nicht erst seit der Appenzeller Käse Werbung.

Nach Achtzehnhundert, in friedlicheren und sichereren Zeiten, konnte der Käse – dieses externe Fettpolster der Bergler - dann wieder weitgehend verlustfrei in Kellern lagern und so geriet die Kunst und auch die Mühsal der Herstellung von "Napoleons Hirni" mehr und mehr in Vergessenheit, oder wurde weiter geheim gehalten für die – Gott bewahre! - nächsten bösen Zeiten.

Das zweite Rezept, das ich geerbt habe, ist betitelt "Maria Tschudis Suppe". Das tönt in Anbetracht der Ingredienzien - recht unverfänglich, und war wohl auch Absicht. Meine Mutter - geborene Jda Mettler – hat das Rezept in ihrer schlichten aber praktischen Schnüerlischrift auf ein mit Bleistift handliniertes A4 Papier geschrieben, mit einem Kugelschreiber; das kann also frühestens in den Achtzigern des vergangenen Jahrhunderts gewesen sein.

Der Name Maria Tschudi war mir nicht fremd, wohl aber – ich gestehe ganz offen - die Vorstellung, einst ihre Suppe essen zu müssen. Was wollten mir meine Eltern bloss mit diesem extravaganten Kochrezept mitteilen? Denn, nicht wahr, dieses Rezept waren handverlesen, sicher nicht die Abschrift eines Kochbuches, nein, eine sorgfältig ausgewählte Botschaft. Zuletzt in ihrem langen Leben, nachdem sie tonnenweise Erinnerungen und Möbel - auch ein Dutzend Kochbücher - alles,

bis auf ganz ganz wenig weggegeben hatten, bewahrten meine Eltern nur noch die Essenz ihrer Lebensdinge auf, die in einer Schublade Platz fanden: Ein paar Broschen, Ketten, Ordner mit dem Testament, den Adressen der Freunde und Bekannten, die eine Todesanzeige erhalten sollten, ein paar Bankunterlagen, ihre eigenen, selbst verfassten Lebensläufe und das Couvert mit den zwei Kochrezepten.

Weshalb also war ihnen Maria Johanna Tschudi so wichtig? Am Rezept selber kann es kaum gelegen sein. Es besteht aus wenigen Zutaten, nämlich, in der korrekten Reihenfolge: Puppen von Seidenraupen, Brotbrösel, Schnittlauch, Butter, Saft unreifer Trauben, Salz, Wacholder, und Kümmel. Ausserdem benötigt man zur Zubereitung zwei bis drei Kalksteine. Die Suppe wurde auf geröstete Brotschnitten, die mit frischem Knoblauch berieben waren, gegossen. Eine Sommersuppe muss es demnach gewesen sein, denn unreife Trauben, Verjus oder Agrest, wie es im Mittelalter hiess, war nur im Sommer vorhanden, oder, wenn im Herbst, dann in sehr schwierigen Jahren, wenn die Trauben nicht richtig reif wurden.

Die Seidenraupenpuppen weisen darauf hin das die Suppe vor 1870 entstanden sein muss, weil die Seidenzucht in Europa nur bis zu diesem Jahrzehnt überhaupt noch existierte, vorher aber seit Jahrhunderten weit verbreitet war auch nördlich der Alpen. Die nahrhaften Puppen wurden nach dem Abhaspeln der Seide selbst im christlichen Abendland verspiesen. Bis 1880 fanden sich sogar in gutbürgerlichen Kochbüchern noch Rezepte zur Zubereitung der Maikäfersuppe, ausdrücklich empfohlen von Ärzten zur Stärkung für Rekonvaleszente. In den Jahren danach wurde Entomophagie verdrängt, stigmatisiert als Armeleutefrass, als unzivilisierte, heidnische Essriten von Hexen, Negern und anderen Primitiven, oder man schämte oder ängstigte sich diese Rezepte aufzubewahren, weil man nicht auf das Verpönte behaftet werden wollte.

Ich habe mich immer gewundert, woher meine Mutter all diese Geschichten kannte, dazu jeden Namen von jedem Enkelkind, von jeder Tante, jeder CouCousine - einer ihrer fünf Brüder hatte immerhin 13 Kinder! Von allen wusste sie wann, mit wem sie verheiratet sind, verheiratet waren, sogar manchmal warum, inklusive epische Teile der zugehörigen Familiengeschichten, wie zum Beispiel auch von Maria Johanna Tschudi. Woher hatte sie all diese Informationen? Sowas kommt nicht in der Tagesschau und findet man auch nicht im Internet. Nicht mal in einem Buch findet man sowas. Und – haltet euch fest! - nicht mal in Wikipedia. Das enorme biographische Datenmaterial, das meine Mutter gesammelt, memorisiert, aber nie aufgeschrieben hatte und daher heute weitgehend verloren ist, stammte von den sogenannten Familienzusammenkünften.

Familienzusammenkünfte fanden noch bis in die neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts statt. Auch meine beiden Schwestern und ich waren – wenn wir Pech hatten - eingeladen. Wir haben uns regelmässig blamiert, weil wir immer alle verwechselt haben. Ja, man muss eben auch ein gewisses Flair für familiäre Strukturen haben. Ich war mehr an Biologie, den Beatles und – obwohl man ja auch Cousinen heiraten durfte – mehr an Mädchen interessiert, mit denen ich nicht verwandt war. So konnte ich verhindern, dass meine Mutter erfuhr mit wem und wo ich mich herumtrieb. Ihr Netzwerk war beachtlich. Facebook hätte von ihr einiges lernen können.

An der Mettler-Zusammenkunft traf meine Mutter sich mit ihren Brüdern und auch den Schwestern und Brüdern ihres Vaters und deren Kindern und Enkel – es hörte einfach nie auf. Mittelgrosse Säle wurden reserviert im Rössli, Hirschen, Schäfli oder goldigen Meerschweinchen. Und da wurde das gepflegt, was man wohl ethnologisch als orale Sippentradition bezeichnen würde. Mit zunehmendem Alter starben die Teilnehmer dieser Zusammenkünfte weg. Heute ist diese Tradition meines Wissens erloschen.

Meine Mutter nahm jeweils an beiden Familienzusammenkünften teil, nämlich an der Mettler- und an der Ambühlzusammenkunft. Sie besass einen unbestrittenen Sonderstatus. Die Mettlers stammen ursprünglich aus Kirchberg, die Ambühls aus Tufertschwil ob Lütisburg, beides Toggenburger Dörfer. Die Regel hiess, dass an Familienzusammenkünften die Ehepartner unerwünscht sind. Ausser bei meiner Mutter, weil meine Mutter eben nicht nur mit meinem Vater verheiratet war, sondern weil ausserdem der Bruder meiner Mutter mit der Schwester meines Vaters verheiratet war. Diese Konstellation bezeichnete man damals als "über den Miststock verheiratet". Zugegeben, Miststock und Heirat, das tönt heute im Ohr eines urbanen Bankangestellten wenig romantisch. Zur Zeit der Vorfahren meiner Eltern aber, die arme Kleinbauern waren, meist mit mehr Kindern als Kühen, war die Grösse des Miststockes Ausdruck von Reichtum und Wohlstand eines Bauern; zeigte, wie viele Kühe er hat, wie viel Dünger für die Wiesen, wie viel materielle Ressourcen, eigentlich wie viel Geld. Deshalb wurde der Mist der Kühe auch nicht einfach aufgehäuft, sondern kunstvoll "gezöpfelt" man hat ihn fast wie Goldbarren fein säuberlich aufgeschichtet, meist gut sichtbar vor dem Haus, damit, wer immer vorbeiging, von weitem schon sehen und auch riechen konnte: Da ist ein reicher Bauer zu hause. Keiner dieser Bauern wäre je auf die Idee gekommen einen hologrammlackierten Porsche Panamera Biturbo in der Garage zu verstecken! Diese neureichen Tölpel haben ja keine Ahnung wie man effektiv protzt! Und wie man sein Territorium richtig markiert. Ja, wenn ich mir's genau überlege, komme ich mir, weil ich die Angeberei mit den Misthaufen noch mit eigenen Augen sah – und roch - schon richtig uralte vor.

Wie auch immer: Meine Mutter hat die Geschichte der Maria Johanna Tschudi und ihrer Suppe im Detail gekannt und jedes Mal, wenn sie davon erzählte, schwang unverhohlene Bewunderung und auch trockener Stolz in ihren Worten mit - was

bei meiner Mutter eine Seltenheit war.

Maria Tschudi war eine Rebellin, eine Frau, die sich allein durchgesetzt hatte. Und sie war verwandt mit dem berühmten Namensvetter des Ehemannes meiner Mutter, mit dem Matthias Ambühl, der sogar in Wikipedia erwähnt ist und der mit Wilhelm Tell und Winkelried das Triumvirat der Schweizer Volkshelden darstellt. Im Gegensatz zu Tell ist Matthias Ambühl erst noch im wahrsten Sinne des Wortes hieb- und stichfest historisch belegt, also ein wirklich, echter zertifiziert wahrer Schweizer Held. Meine Mutter hat die Geschichte der Maria Tschudi selber nie aufgeschrieben. Ich werde das hier stellvertretend für sie tun, und sie, verehrte Leserinnen und Leser und Teilnehmer des Bildwegs zu Komplizen machen. Denn da, wo sie heute gehen, ging Maria Johanna Tschudi vor 150 Jahren.

1

Maria Johanna Tschudi wurde 1837 in Nidfurn unter dem Guppen, einer mächtig ins hintere Glarnertal vorspringenden Bergsäule, geboren. In einem geduckten Bauernhaus mit verwitterten Schindeln lebte sie mit ihren drei Schwestern und den Eltern in ärmlichen Verhältnissen. Der Hof gab schon lange nicht mehr genug her, um die Familie zu ernähren. Der Vater arbeitete widerwillig in einer Textilfabrik und im Keller standen zwei Webstühle, an denen die fleissigen Mädchen Maria, Regula, Bernadette, Susanna aber auch Mutter Rosina, geborene Ambühl, von Ledi bei Ennenda, oft bis tief in die Nacht hinein im Schein einer Kerze schufteten. Die Armut war gross, die Bevölkerung nahm zu, der Platz im Tal wurde stets noch enger als er eh schon war und in ihrer Not wanderten viele Glarner aus, oft verführt von Schleppern, die Ihnen das Blaue vom Himmel versprachen, verkauften ihre Höfe und gingen nach Amerika.

Dort wurde 1845 – mitten im Stammesgebiet der Kikapoo-Indianer bei den Grossen Seen „New Glarus“ gegründet, eine kleine Siedlung mit hundertfünfzig Glarnern, die von einem betrügerischen Agenten nicht wie versprochen in New York, wo man auf sie wartete, sondern in Baltimore, Maryland an Land gesetzt wurden und beinahe verhungert wären bei der mühseligen Suche und auf der langen Wanderung Richtung Westen, bis sie ihre beiden Scouts Dürst und Streiff, die ausgeschiedt wurden, um Land für die Siedler zu erwerben, endlich fanden.

New Glarus! Genau da hin wollten auch Maria Johannas Eltern auswandern. 1860 hatten sie ihr Land in Nidfurn an zwei Nachbarn verkauft, das Haus mit den vier Kühen ging fast umsonst an den Viehhändler, bei dem die Tschudis Schulden hatten. Von dem bisschen Geld, das übrig blieb, bezahlten sie die Überfahrt. Alle im Tal waren froh, dass wieder ein paar hungrige Mäuler gingen.

Am Vortag der Abreise versammelten sich die Ausreisewilligen - es war eine Gruppe von über zweihundert Personen - noch einmal auf den Friedhöfen, um von ihren Vorfahren und Hinterbliebenen Abschied zu nehmen. Kinder und Eltern standen stumm zwischen den Grabsteinen, begleitet vom Pfarrer. Und denen, die ins Gespräch kamen mit jenen, die dort unter der Erde lagen, stand die Frage ins Gesicht geschrieben: „Was ist ein guter Grund, an einem Ort zu bleiben, der keine Zukunft hat?“ Am meisten Tränen gab es bei dem schlichten Holzkreuz von Felix, dem Bruder von Maria Johanna, der zwei Jahre zuvor vom hohen Tenn auf die Deichsel des Heuwagen gestürzt war und sich dabei das Genick brach; so jung! er war erst vierzehn, er, der den Hof einmal hätte übernehmen sollen.

Maria war bei diesem letzten Gang über den Friedhof etwas klar geworden, etwas, was sie in den letzten Tagen und Wochen immer deutlicher geahnt hatte, ein Gedanke der sich unerbittlich aufgedrängt, den sie ebenso oft verworfen hatte - aus Rücksicht auf die Eltern, die Schwestern, aus Pflichtgefühl, Gehorsam - ein

Gedanke, der sich trotz inbrünstiger Gebete nicht abschütteln liess, und ihr jetzt am Grab von Felix zur Gewissheit wurde: Sie wollte von hier nicht fort. Sie wollte nicht auswandern. Nicht nach Amerika. Ausserdem war sie schon Dreiundzwanzig und konnte selber für sich sorgen.

In der Nacht - die wenigen Habseligkeiten der Familie waren vor dem Haus schon auf einem Leiterwagen verstaut - schlich sich Maria Johanna aus dem Zimmer, in welchem ihre Schwestern auf dem nackten Boden schliefen. Das einzige, was sie mitnahm, waren ein paar Batzen, die sie für Notfälle versteckt hatte, die Kleider, die sie in drei Schichten übereinander trug, und eine kleine, schwarze Seidenschürze der Trauertracht ihrer Grossmutter aus Berschis, die das glänzende Tüchlein vor vielen Jahren ihr, der ältesten Tochter der Tschudis, vermacht hatte. In einem hastig hingekritzeltten Brief bedankte sich Maria bei Eltern und Schwestern, bat um Verzeihung, dass sie nicht mitfahren könne, vermachte ihre Aussteuer, die sowieso erst halbfertig war, weil die teuren Leintücher noch fehlten, an Regula, die älteste ihrer drei Schwestern, und wünschte allen von Herzen Glück und Gottes Segen. Zielstrebig marschierte Maria Johanna zuerst nach Glarus, dann nach Näfels, Richtung Weesen.

Ein Jahr zuvor war die Eisenbahnlinie Rapperswil-Chur eröffnet worden und so wanderte sie in einer vom Mond erhellten Nacht auf den Bahngeleisen wie ein Dampfzug, zu ihrem eigenen Erstaunen beschwingt und sonderbar unbesorgt Richtung Sargans.

Als die Sonne aufstieg und der Walensee am Fuss der aufleuchtenden Churfürsten zu glitzern begann, war sie an Mühlehorn schon vorbei und vor ihr lag Murg mit der alles beherrschenden Spinnerei. Dort fand sie noch gleichentags Gehör beim vertrauensvollen Patron, der ihr, unter der Bedingung, dass sie niemandem erzähle, dass sie eine Reformierte sei, eine Arbeit anbot für Kost und Logie in einem Anbau, wo die „Auswärtigen“ untergebracht waren. Von nun an nannte sie sich Adelheid Walser, um nicht mit ihrem auffällig reformierten Namen in Verdacht zu

geraten. Ausserdem konnte sie ja nicht sicher sein, ob man sie wegen ihres Verschwindens nicht suchte.

In Murg blieb sie bis zu dem Tag, als ein Brand das Hauptgebäude der Spinnerei völlig zerstörte, und man ihre Arbeitskraft bis zum Abschluss des Wiederaufbaus nicht mehr benötigte. Das war im Jahre 1861 als auch das ganze Städtchen Glarus in einer einzigen Föhnsturmnacht niederbrannte, sodass man noch in Zürich und Basel ein Leuchten am Himmel sah.

2

Gewaltige Veränderungen brachte die Eisenbahn am Walensee. Der seit Menschengedenken stetig strömende Warenverkehr auf der alten Königstrasse übers Wasser brach zusammen. Hunderte Arbeitsplätze von Pferdezüchtern, für die Reckerei auf der Linth, von Schiffsführen, Umpackern, Lagerhaltern, Gastwirten, Fuhrleuten, Bootsbauern, Ruderern gingen verloren. Andererseits war es nur mit den technischen Leistungen von Dampfkraft und Eisenbahn überhaupt möglich, in kurzer Zeit solch riesigen Materialmengen zu bewegen, dass die Stadt Glarus in weniger als drei Jahren komplett neu aufgebaut werden konnte. Manche hatten diese Veränderungen vorausgesehen. In Walenstadt meldeten sich schon 1844 soviele Bewohner zum Auswandern, dass die Stadt einen Kundschafter nach Amerika schickte und die Bürger ernsthaft überlegten ihre Heimatstadt in corpore zu verlassen und gemeinsam auszuwandern.

Für Maria standen die Sterne gut. Sie fand durch Vermittlung des Patrons der Spinnerei von Murg eine Anstellung in Mühlehorn als Haushaltshilfe beim Holzhändler Eberle, der ihr die Arbeit jedoch nur gab unter der Bedingung, dass sie niemandem sage, dass sie eine Katholische sei.

Hier konnte sich die junge Frau im Betrieb des stattlichen Anwesens nahe der Hammerschiede in Küche und Gastwirtschaft nützlich machen und zugleich einen lang gehegten Traum erfüllen.

Eberle stellte als Verleger in Mühlehorn etwa zwei Dutzend Stuhlplätze für die Seidenweberei. Die meisten Frauen und Mädchen, die für ihn arbeiteten, waren in Walenstadt ausgebildet worden, wo man zur Arbeitsbeschaffung einen Zürcher Seidenweber als Lehrmeister angestellt hatte. Wer drei Webstühle fehlerfrei abgewoben hatte, galt als ausgebildet und erhielt einen Webstuhl für die Heimarbeit. Dies dauerte meist zwei Monate. Eberle meinte, Maria könne die Ausbildung bei ihm machen. Er sähe selber nach drei Gängen, ob sie die Seidenweberei beherrsche, woran er nicht zweifle, und von da an könne sie dann bei ihm nach Stücklohn arbeiten.

Am zweiten Jahrestag der Auswanderung packte Maria Johanna erstmals am Sonntag ihre schwarze Schürze aus, ging, als die Glocken riefen, zur Kirche und setzte sich weit hinten in die Bänke. Pfarrer Freuler entging dies nicht. Er sprach Maria nach dem Gottesdienst an und es stellte sich heraus, dass er ihre Grossmutter aus dem ebenfalls reformierten Berschis kannte. "Wenn sie nur wüsste", klagte Maria, "wie es den Eltern jetzt ginge in Amerika, ihren Schwestern, wo sie wohnten, wie sie ihnen einen Brief schreiben könnte, um zu sagen, dass es ihr gut ginge und dass sie hier glücklich sei." Tränen kullerten.

Ein paar Tage später, an einem regnerischen Frühherbstmorgen erschien in der Küche ein junger Mann mit einem Korb frischgefangener Truschen. Er stellte sich als Tobias Blumer vor, Tagelöhner beim Holzflösser Guggenbühl, der für Eberle arbeite und erklärte, dass er im Auftrag des Pfarrers gekommen sei, um die selbstgefangenen „Walenseeleoparden“ abzuliefern und ihr ein paar Neuigkeiten zu übergeben, die sie erfragt hätte. Hier in der Küche im "Gläuf und Gjufel" sei aber nicht der richtige Ort dafür. Sie solle doch am frühen Nachmittag zum Bahnhof kommen, wo er auf sie warten werde.

Wenn die Dampfbahn durchfuhr, war der Bahnhof von Mühlehorn meist sehr belebt. Nicht wegen der vielen Fahrgäste, sondern weil es ein Spektakel war zuzuschauen wie das fünfsichtige

Dampfross der Escher-Wyss – oben drauf triumphierend, ganz im Freien, mehr reitend als stehend, der Lokführer, mit dem hohen, schwarzen, aufrecht steifen Chapeau claque, dahinter im Kohlentender seine zwei Heizer mit den Schaufeln in Achtungsstellung - schnaufend und schneubend in den Bahnhof einfuhr. Bei schönem Wetter begrüßte Lehrer Kamm mit einer singenden Schulklasse die Ankunft des technischen Wunderwerks.

Tobias Blumer war 25 Jahre alt, stammte aus Weesen. Seine Mutter war früh gestorben, der Vater, ein Revoluzzer und Heissporn, schloss sich Freischärlern in Neapel an, wurde verletzt – mehr an der Seele als am Körper - zog sich enttäuscht zurück in die Berge, irgendwo im Bündnerland. Tobias schlug sich durch als Hilfskraft in Lagerhäusern, Werften und Speditionen von Weesen. Wo immer er war trug er ein Buch bei sich, das Pfarrer Freuler für ihn beim Lesekreis auslieh. Hunderte Bücher hatte er gelesen, das einzige aber, das ihm selber gehörte, seine „grosse Liebe und Ehefrau“ wie er scherzte, weil er ja als besitzloser Proletarier eh nie heiraten könne, war das "Kommunistische Manifest" von Karl Marx aus dem Jahr 1848. Er hatte es von seinem Vater zur Konfirmation geschenkt erhalten, was – nicht unabsichtlich - der Pfarrer in Weesen völlig deplaziert und geschmacklos fand aber typisch für den vom rechten Glaubensweg abgefallenen, aufmüppigen, atheistischen und unbelehrbaren Klassenkämpfer Blumer.

Über die Auswanderer des Jahres 1860 konnte Tobias in Erfahrung bringen, dass alle heil in New Glarus angekommen waren, jede Familie ein Grundstück von gigantischen acht Hektaren erhalten hatte und sich die Stadt prächtig entwickelte. Adresse: New Glarus, Wisconsin, Vereinigte Staaten von Amerika. Ihre Gastgeber, bemerkte Tobias, die alteingesessenen Indianer, hätten sich verzogen, oder würden, wenn nötig, in Gottes Namen niedergemetzelt.

Eines Morgens fand Maria, an der Aussenklinge der Türe zu ihrer Mansarde eingehängt einen Beutel aus grobem Sacktuch und darin den bewurzelten Steckling eines Maulbeerbäumchens und einen Zettel mit der Aufschrift: „Dein Freiheitsbaum!“

Das konnte nur Tobias gewesen sein. Doch wo war er? Wie jemanden finden, der gleich einem Fisch mal da mal dort und husch und weg war?

Genau: Wie bei Egli, Hecht und Trüsche: Du musst den Köder kennen! Irgendwann würde er, Tobias, dachte Maria, wieder ein Buch, das er bei Pfarrer Freuler bestellt hatte, abholen wollen. Dies stürzte Pfarrer Freuler in eine mittlere Glaubenskrise. Soll er sich zum Handlanger eines amourösen Deals machen oder handelt es sich hier um technischen Support für Nächstenliebe? Nach vielen Bedenken und Vorbehalten, die der Pfarrer gegen den, wie es ihm zunächst schien kupplerischen Handel hatte, willigte er schliesslich ein im Frontispiz von Heinrich Pestalozzis Buch „Schwanengesang“, das Tobias gewünscht hatte, Marias Brief einzulegen.

Sie trafen sich – wie verabredet - am Hafen von Mühlehorn, ganz selbstverständlich, grüssten sich wie alte Eheleute, die seit Jahrtausenden verheiratet sind. Sagt man nicht, Liebe sei ein Kurzschluss von Wunsch und Erfüllung, ein Blitz, der Grenzen, Trennung, Fremde und Distanz in fraglose Nähe verwandelt?

Das Maulbeerbäumchen, das Tobias Maria geschickt hatte, stammte von Walenstadt, wo man 1850 begonnen hatte, eine speziell für die Seidenzucht entwickelte Sorte zu pflanzen auf Empfehlung eines Mönchs von Pfäfers. Allerdings fand sich niemand, der den Einkauf der Eier der Seidenspinner in Italien und die Anleitung der an der Seidenzucht Interessierten übernehmen wollte. Die meisten Züchter gaben keine Kokons mit lebendigen Puppen ab, wohl weil sie befürchteten, sich damit bloss Konkurrenz zu schaffen. Erst nach lange Recherchen fand Tobias in der weiteren Verwandtschaft einen

Seidenzüchter, Merz aus dem appenzellischen Herisau, der 15'000 Maulbeerbäume besass und ihm ausrichten liess, er könne im Mai zu ihm kommen als Knecht und da arbeiten bis die Kokons reif seien.

Die Maulbeer-Seidenspinner, deren Kokons Tobias Mitte Juni Maria übergab, schlüpfen in einer Hutschachtel zwei Wochen später. Acht Tage später waren alle tot. Die vielen Eier, die die kurzlebigen Tiere hinterlassen hatten, trug Maria Tag und Nacht zum Ausbrüten unter den Kleidern in einem eigens genähten leinernen Brustbeutel auf der warmen Haut. Wenn sie dich so erwischen, witzelte Tobias, endest du noch wie die Anna Göldi. Maria fand diese Bemerkung nicht lustig: Anna Göldi war keine Hexe! Leider konnte nicht mal der aufrechte Melchior Kubli, der im nahen Friedhof ruhte, die arme unschuldige Frau vor dem Scheiterhaufen retten. Mit den Tschudis, die diesen Justizmord angezettelt hätten, sei sie im übrigen nicht im entferntesten verwandt, wenn er das meine. Aber das meinte Tobias nicht.

Die erste Mühlehorner Seidenraupengeneration war nicht zu beneiden. In Marias Mansarde war es zu kalt. In der Stube wollte Eberle die Raupen nicht dulden. „Das ist doch kein Stall hier!“, soll er geschimpft haben, als er sich nach der Bedeutung des quadratischen Holzkastens mit der Aufschrift „Villa Bombyx“ erkundigt hatte, den Tobias extra gebaut hatte, mit einem richtigen Schindeldach und vier Schubladen, in denn die Raupen auf ihren Maulbeerblättern frassen. Auch die Haushaltsvorsteherin, Frau Küng, wollte die ekligen Würmer in der warmen Küche nicht sehen. Erst beim Schmied durften sie den Kasten neben der Esse aufstellen. Unter diesen Umständen war es wenig erstaunlich, dass von den etwa fünfhundert Raupen nur zwei Dutzend überlebten. "Wenn du der liebe Gott wärst", fragte Maria Tobias, als sie wieder einmal zusammen am Hafen sassen, "was meinst Du: Was wär deine liebste Arbeit: Unglücke und Katastrophen zu erklären, Traurige, Hungrige, Gequälte, Vertriebene, Gefolterte, Entrechtete zu trösten, oder Gebete zu erhören und Wünsche zu erfüllen?"

Die Dörfer Murg und Mühlehorn sitzen wie Zwillinge nebeneinander am Südufer des Walensees im Ausgang enger, dunkler Talritzen, mit winzigen Schwemmkegeln, drauf sich Gebäude drängen wie Enten auf einer Kiesbank, durchströmt von Bächen, die die Mühlen, Schmieden, Sägewerke und Spinnereien antreiben, im Rücken bedroht von Felsabbrüchen, Bergstürzen, Murgängen, vorne vom aufbrausenden Charakter des Walensees und doch eingebettet in eine eigenartige Ruhe und Gelassenheit, ins schaukelnde Knarren der Weidlinge und eingelullt vom betörenden Blick hinüber zu den Churfürsten, dem majestätisch gezackten, goldig in der Sonne schimmernden Rückenkamm eines riesigen Drachens, der lang hin gebreitet zwischen dem Blau des Himmels und dem Blau des Wassers schläft.

4

1863 kamen Tobias und Maria erstmals nach Quinten. Vermutlich landeten sie damals vorzugsweise in dem etwas unbeobachteteren Au, um nicht den Gerüchten über ihre wilde Ehe unnötig Nahrung zu geben. Heiraten hätten die beiden sowieso nicht gekonnt. Die Ehefreiheit wurde in der Schweiz erst 1874 eingeführt und selbst noch bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts waren in vielen ländlichen Gebieten Mischehen zwischen Katholiken und Reformierten nur gegen grösste Widerstände von Kirche und Familie denkbar. Ausserdem brauchte man Geld, ein Haus, Arbeit und eine Aussteuer, um von einem Priester oder Pfarrer den Segen zu erhalten. Armengenössige, Landstreicher, Knechte und Mägde wollte man nicht trauen. Die Ehe war eine ernste Sache. Lieben konnte man sonstwo. Das durchschnittliche Heiratsalter lag damals aus wirtschaftlichen Gründen zwischen siebenundzwanzig und neunundzwanzig Jahren.

Onkel Johannes Blumer, der in der Laui in Quinten wohnte, hatte seinen Neffen Tobias wegen einer Erbsache angeschrieben. Tante Gret, die Schwester von Tobias' Vater, die in den vergangenen

Jahren bettlägerig bei ihrem Bruder Johannes wohnte, war gestorben und hinterliess ihren beiden Brüdern in Quinten eine Wiese mit einem Stallhaus, wo sie seit dem Tod ihrer Eltern als Jungfer gehaust hatte. Onkel Johannes bat Tobias sich in der Angelegenheit bitte mit seinem Vater in Verbindung zu setzen und ihn zu fragen, was er zu Tun gedenke mit seiner Hälfte von Haus und Land. Wie schon seit langem habe dieser bornierte Eremit nicht auf seine Briefe geantwortet. Tobias schlug seinem Onkel vor, dass er, Tobias, selber Haus und Wiese zu pachte. Eine Hälfte der Pacht solle der Onkel treuhänderisch aufbewahren für seinen Vater, der dann nach monatelangem Warten doch endlich in zwei Worten entschied: „Einverstanden, Gruss“.

"Wir wollen nicht Ehe und Liebe durcheinander bringen", mahnte Onkel Johannes seinen Neffen. Wenn es nach ihm alleine ginge, würde er dulden, dass sie zwei unter einem Dach wohnten, aber besser sei wohl, er, Tobias, sage, er wohne bei seinem Onkel in der Laui.

Von da an wohnte offiziell Maria in dem Steinhaus am Waldrand der Wiese oberhalb des Felsens zwischen Au und Quinten, wo der alte Schulweg durchging. Tobias hatte auf dem Türbalken die Inschrift „Die Gedanken sind frei“ angebracht. Etwas oberhalb der bergseitigen Rückwand des Hauses baute er mit dicken Stämmen einen Schutzwall gegen Felsbrocken, die ab und zu von den Turmfelsen herabsprangen, manchmal auch wie Meteoriten das Dach durchschlugen oder zwischen den Bäumen die steile Böschung herab krachten. Maria hatte ihren Webstuhl an der hellsten Stelle in der Stube über dem Geissenstall aufgestellt, sorgte für Ziegen, Hühner, Wiese und Garten, während Tobias im Sommer auf der Laubegg als Sennenhilfe, im Herbst in den Weinbergen, dazwischen in der Schiffswerft der Walsers und im Winter im Wald beim "Büschele" und Holzfällen arbeitete. Und solange jemand wie er schwer arbeitete, meckerte man auch nicht über Privates.

Die Seidenzucht gedieh zögerlich. Zwar schlüpften im Frühjahr

die Raupen, aber die Maulbeerbäumchen waren noch zu klein um viele Insekten zu ernähren. Der grösste Gewinn dieser Arbeit war die freudige Neugier der Kinder, die morgens und abends lärmend und lachend am Haus vorbei von Au zum Schulhaus in Quinten hüpfen, und oft auch von Quinten herauf, um die exotischen Würmer aus China zu sehen, beim Sammeln der Blätter der Maulbeerbäume zu helfen, die weissen Raupen in den Kästen zu füttern, und danach die glänzende Seide zu bestaunen, die auf Marias Webstuhl entstand. Im Frühherbst wurden von der zweiten Generation etwa fünfhundert Kokons geerntet, die Maria in einem Kessel über dem Feuer abhaspelte, zu einem starken Faden zwirnte und zu einer kunstvollen Sonntagsschürze wob. Die Puppen der Maulbeerraupen, die nach dem Abhaspeln zurückblieben, bereitete Maria zu einer Suppe, ergänzt mit Zutaten, die sie im Haus und in der Umgebung vorfand, und endlich war der Zeitpunkt gekommen ihren Eltern zu schreiben und von ihrem Glück auf der Sonnenseite des Walensees zu berichten. Maria war in Erwartung.

5

Das Mädchen kam im Mai zur Welt. Nach langen Diskussionen mit Onkel Johannes einigte man sich darauf, sie bei Pfarrer Freuler in Mühlehorn zu taufen. Wenn Maria fortan auf ihren falschen katholischen Namen verzichte, sei er, Onkel Johannes, bereit, die Patenschaft für das Kind zu übernehmen. Nach einem kurzen aber heftigen Föhnsturm der Entrüstung, der danach von Walenstadt, Murg, Mühlehorn bis Weesen tobte, legten sich die Wellen wieder. Und eigentlich waren alle froh, dass dabei das Schiff der Wahrheit nicht untergegangen war und die Vernunft gesiegt hatte.

Endlich im Spätherbst erhielt Maria Post aus Amerika. Kurz und förmlich kündigte Schwester Bernadette und ihr Ehemann, Jack Chivington, einen Besuch an, da sie mit Vollmacht des Vaters in

einer Erbsache in Näfels vorstellig werden müssten und danach auf Mission für Gottes Sache nach Frankfurt weiterzögen. Ohne Gruss ihrer Eltern.

Am 14. März 1865 kamen Bernadette und John mit der Bahn in Murg an, setzten mit dem Schiff nach Quinten über und stiegen durchs Dorf hinauf an der Bernhardskapelle und den Ziegenställen vorbei, bogen rechts in den Wald zum Haus der Familie Blumer. Von hier hatte man die Gäste schon von weitem kommen sehen: Zuerst am Rauch und Dampf der Lokomotive, die drüben andampfte, dann am Boot, das am Hafen ablegte. Tobias hatte für den Empfang noch ein "Büscheli" nachgelegt.

Der Besuch dauerte kurz. In der warmen Stube, wo Maria am Webstuhl sass und die kleine Adelheid im Bettchen schlief, wurde es schnell frostig. Etwas umständlich gab man sich die Hand. Kein Kuss. keine Umarmung. John sagte mit ebenso breitem wie gekünsteltem Lächeln ein auswendig gelerntes „Grüezi“ her und sonst noch etwas, was Tobias und Maria nicht verstanden. Adelheid war aufgewacht und begann zu wimmern. Man setzte sich an den Tisch. Es gab, als wär es Sonntag, dampfenden Kaffee mit Geissenmilch. Einen Kuchen dazu. Und so, wie die Begrüssung auf dem linken Fuss begonnen hatte, kam es später nicht besser. Bernadette schwärmte von Jack, ihrem Mann und fast mehr noch von dessen Bruder, John M. Chivington, der als edelmütiger Held im Kampf gegen die heidnischen Horden der infamen Indianer mit Gottes Hilfe siegreich geblieben sei, wie einst Matthias Ambühl in Näfels. Tobias kehrte es fast den Magen.

Als sich Maria, um das Thema zu wechseln, nach dem Schicksal ihrer Eltern und ihrer Schwestern erkundigte, kam von Bernmadette harsch zurück, was sie denn das interessiere? Sie, Maria, hätte ja sowieso immer nur für sich geschaut. Undankbar und unanständig wie sie sei. Doch sähe sie ja nun wie dies ende, in einer lausigen Bruchbude an einem gottverlassenen Ort, wo man schlimmer seekrank ankomme als bei der Überfahrt nach

Amerika. Maria war sich eine solche Rede von ihrer kleinen Schwester nicht gewohnt und begann zu weinen.

Tobias schmiss die beiden kurzerhand aus dem Haus, und rief ihnen hinter her: Was ihnen einfallt, das Massaker an unschuldigen Frauen und Kindern in Sand Creek als Heldentat zu verunglimpfen. Er sei nicht blöd, besäße zwar wenig, sei aber wenigstens gut informiert. "Bei mir müsst ihr nicht missionieren, ihr bigotten Bastarde, die am Tag, nachdem ihr wehrlose Indianerfrauen und Kinder ermordet und in einer Blutorgie deren Männer sklapiert und entmannt und ihre blutigen Gliedmassen als Trophäen in allen Dörfern herumgezeigt habt, in der Kirche brav kauernd Gott dankt für das Land, das er euch geschenkt hat. Pfui Teufel!"

Leider konnte Bernadette das weder geistig verstehen noch übersetzen. Jack hätte es nie begriffen.

Ein zweites Unglück nahte im Juni des darauffolgenden Jahres, als die etwa fünftausend Raupen, die Maria gezüchtet hatte, kurz vor dem Einspinnen in den Kokon dunkel Flecken zeigten und innerhalb von zwei Tagen allesamt verendeten. Die Pébrine-Krankheit hatte schon in den Jahren zuvor die ganze europäische Seidenindustrie zu Grunde gerichtet. Schlimmer noch als die Pest. Es überlebte keine einzige Raupe. Niemand wusste weshalb. In der Not, um diese Industrie und die tausenden Arbeitsplätze und Einkommen zu sichern - importierte man aus China den Götterbaumspinner und aus Indien den Eri-Seidenspinner, die für diese Krankheit nicht anfällig waren. Auch Tobias besorgte Kokons des Götterbaumspinners und Maria versuchte mit gutem Erfolg sie zu züchten.

Die Tiere entwickelten sich prächtig auf Liguster und Esche und sahen als erwachsene Tiere erst noch wunderschön aus. Ihre Seide musste jedoch wie Baumwolle gekardet und gesponnen werden, was die Arbeit mühselige machte. Seidenstoffe des Götterbaumspinners wurden grober und weniger glänzend, waren schwieriger zu weben aber weicher und auf der Haut angenehmer

noch als die Seide der Maulbeerspinner. Die Puppen der Eri-Seidenspinner wurden meist gegessen und zwar nach dem Rezept von Maria Tschudis Suppe. Maulbeeren gab es jetzt zum Dessert. Liguster wurde angebaut. Und im Unterschied zum Maulbeerspinner konnte man die Raupen des tropischen Eri Seidenspinners in fünf Generationen pro Jahr sogar im Winter im Hausinnern züchten.

Mal kamen Lawinen mal Schneeglöcklein, mal Pilze, Feigen, mal ein Steinschlag, mal kamen junge Geissen zur Welt und viel Glück die nächsten Jahre. Glück kann man nicht beschreiben. Wie sagt man doch: Das Herz redet nicht, es liebt .

6

Im Winter 1870 musste Maria Johanna ihre schwarze Schürze nochmals anziehen. Tobias verunglückte bei der Holzerei auf einem der schmalen holzbewachsenen Bänder im senkrechten Fels, als ihn der Ast eines fallenden Baumes in die Tiefe riss. Sein Körper, in welchem jeder Knochen gebrochen war, lag auf dem Geröll halb im Wasser am Seeufer. Sein Gesicht war so zerschunden, dass man bei der Abdankung das Sargfensterli geschlossen liess.

In Quinten gab es keinen Friedhof und seit die Walenstadter sich geweigert hatten die Toten Quintner auf ihrem Friedhof zu bestatten, lagen diese entweder auf dem katholischen Friedhof in Murg oder auf dem reformierten in Mühlehorn, wo auch Tobias zu seiner letzten Ruhe kam, ganz nah bei Melchior Kubli. Erstmals stieg auch Tobias Vater von seiner Klause herab.

Die arme Mutter! Jeder konnte an der Abdankung sehen, dass sich ihr Bauch unter der schwarzen Schürze wölbte. Im April kam ein gesunder Junge zur Welt. Zwei Wochen später war auch Maria tot. Sie starb im Kindsbett in ihrem Haus, wo gerade ein Liebster gegangen und ein neuer gekommen war.

Nochmals stieg Tobias' Vater herab. Das sei dann wohl für ihn das letzte Mal. Traurig besichtigte er mit seinem Bruder Johannes das verlassene Haus in Quinten und sagte nur knapp: "Das einzige, was ich von hier mitnehmen würde, ist der Türbalken."

7

Das Geschacher um die beiden Waisenkinder kann sich jeder vorstellen. Der Junge, dessen Name nicht überliefert ist, kam durch Vermittlung des Patrons der Spinnerei Murg zu einer Amme in Flums. Bernadette und John erschienen aus Frankfurt, um sich um Adelheid - vor allem aber um die Wertsachen - zu kümmern. Zwar hatte Onkel Johannes als Pate für das Kind sogleich die Verantwortung übernommen, und alle waren sich einig, dass es nicht möglich sei Tobias' Vater, diesem struppigen revoltierenden Bergmönch, wie ihn sein Bruder nannte, das Kind anzuvertrauen. Bernadette und John redeten lange auf Onkel Johannes ein, es sei doch besser, wenn das Kind in Frankfurt, in einer grossen, modernen Stadt zur Schule gehen und dort etwas Anständiges lernen könne, als hier am Arsch der Welt zu vergammeln, oder von einem herabstürzenden Fels erschlagen zu werden. Onkel Johannes war eben daran die beiden aus seinem Haus zu werfen, kam im Gespräch mit seiner Frau aber zur Einsicht, sie seien ja tatsächlich mit 55 Jahren schon zu alt für dieses Mädchen und auch ihre eigenen erwachsenen Kinder seien ja schon draussen in der neuen Welt von Fabriken und Ingenieuren und mechanischen Schreibmaschinen. Also willigten sie schliesslich ein, Adelheid weg zu geben, die sich allerdings so wehrte, dass man ihr Geschrei und Wutgeheul noch drei Tage lang bis zum anderen Seeufer hinüber hörte, sodass Murger und Mühlehorner Gänsehaut kriegten und ihnen die Haare zu Berge standen.

Auch den beiden missionierenden Methodisten machte das kräftige Mädchen Adelheid die Hölle heiss, sodass selbst die

hartgesottenen Versicherungsvertreter Gottes schliesslich zur Einsicht kamen, es sei vielleicht doch besser das unerzogene Gewächs, das sich weigerte in Frankfurt in die Schule zu gehen, um lesen und schreiben zu lernen, ihrem Grossvater zu bringen, der zu guter Letzt brummlig nachgab. Adelheid schien diese Wendung ihres Schicksals zu gefallen. Bernadette bemerkte zu ihrem John auf dem Rückweg, dass es doch erstaunlich sei, welche Macht über ein störrisches Gemüt die Gewohnheit habe, in einer russigen, armseeligen, windigen und kalten Berghütte zu vegetieren.

Vom Haus am alten Schulweg in Quinten stehen heute noch ein paar zerfallene Mauern, umwachsen von vielen Ligusterbüschen. Seidenraupen hat seither niemand mehr gezüchtet, auch ausgewilderte Falter wurden nie beobachtet. Daher geriet auch das Rezept von Maria Tschudis Suppe in Vergessenheit. Geblieben sind von ihrem kurzen Leben - sie wurde 34 Jahre alt - ihre beiden Kinder und einige der schönsten Schürzen und Bänder in den Sonntags- und Trauertrachten des Sarganserlandes, gewoben aus echter Quintner Seide.

Nachwort

Eine typische Erzählung meiner Mutter. Sie hatte Hemmungen zuviel Gutes zu berichten, vielleicht aufgrund eines in Scham gekleideten Instinktes, man könnte sich beim Genuss schöner Geschichten zu sicher und geborgen fühlen und damit umso leichter in eine der vielen Fallen und Versuchungen geraten, die der Teufel an unserem Lebensweg aufgestellt hat. Mit Geld und Gold zu protzen schien ihr gleich unangebracht wie die Schwärmerie von Glück und Heldentum.

Früher, beim Sonntagsspaziergang mit der Familie, wenn wir an einer schönen Villa vorbeikamen, und meine Mutter bemerkte,

dass wir mit bewundernd staunenden Blicken zu dem prächtigen Haus äugten, meinte sie jeweils in einem Kurzkommentar: „Vo wem hend die das echt alles gstole?“ Kann sein, dass sie auch bei glücklichen Menschen argwöhnte, sie hätte ihr Glück von jemandem gestohlen, und man also lernen sollte sparsam und nachhaltig mit dieser seltenen, nicht erneuerbaren Ressource umzugehen. Das Bild des unendlich sprudelnden Füllhorns und der verschwenderischen Natur war ihrer Generation von Menschen mit Toggenburger Genen genau so supekt wie die prall gefüllten Konsumtempel, in denen niemand zu sehen war, der für die Herstellung der Ware in seinem eigenen Schweisse badete. Ich bin fast sicher, dass im Empfinden meiner Mutter COOP und Migros nichts anderes waren als hinterlistig materialisierte Fata Morganas in einer Wüste von Hunger und Elend. Und am Eingang, wie bei Hänsel und Gretel lauerte erst noch die Konditoreiabteilung. Für meine Mutter gab es gegen diese zuckersüsse Seelenreue zwar ein inneres Sträuben, aber letztlich kein Entkommen.

Was wollte sie also sagen mit diesem Rezept von Maria Tschudis Suppe? Vielleicht nur: „Und, wie schmöckt's?“

Etwas tiefer können wir darin auch eine subtile Form von Rebellion erkennen. Man schreibt ja nicht nur, um gelesen zu werden. Man pflegt Rüebli und Kohlräbli im Garten nicht nur, damit sie gegessen werden. Was ist, wenn die Leute nicht mehr lesen können oder keine Lust haben auf Wurzelgemüse? Würden wir aufhören damit: Was hätten wir gewonnen?

Weshalb sollte man aufhören Dinge zu tun, die grad niemand braucht, wünscht oder benötigt? Was hätten wir dann gewonnen? Weshalb also soll man Rezepte nur weitergeben, solange es die Zutaten noch gibt?

*

Zum Bildweg

Die Erzählung "Die Seide vom Walensee" schrieb Daniel Ambühl eigens für den Bildweg, der – entsprechend den sieben Kapiteln - über sieben Stationen führt von Murg nach Mühelhorn nach Quinten und zurück nach Murg. Die Begehung des Weges und die Benutzung der sieben kupfernen Druckplatten ist gratis. Wer die Malmaterialien nicht selber mitnehmen möchte, kann diese an der Reception des Lofthotels Murg gegen einen Unkostenbeitrag erwerben.

Alle Informationen und Dokumente finden Sie im Internet unter www.bildweg.ch

Weiteres zum Künstler und seinen Projekten

www.danielambuehl.ch	Biographie, Kunstprojekte
www.dendrotektura.ch	Anbau von Stühlen mit Bäumen
www.pilzgarten.info	Freilandzucht von Speisepilzen
www.skyfood.ch	Essbare Insekten
www.foodfromwood.ch	Forschungsprojekt
www.hirschkaefer.ch	Verein zur Käferzucht

Auch in Youtube sind viele Videos publiziert.

Copyright: Daniel Ambühl 2016 / Pro Litteris

